



MARBURGER
WISSENSCHAFTSGESPRÄCHE

MIT LUHMANN IM DSCHUNGELCAMP

Über Theorie und Praxis
des schlechten Geschmacks

Ulrich Raulff

Vortrag im Rahmen der
Marburger Wissenschaftsgespräche
am 10. und 11. Juni 2021

Philipps



Universität
Marburg



MARBURGER
WISSENSCHAFTSGESPRÄCHE

Marburger Wissenschaftsgespräche

Wissenschaft ist nicht nur eine Angelegenheit für Spezialistinnen und Spezialisten. Sie hat das Potenzial, neue Perspektiven auch über den disziplinären Horizont hinaus zu eröffnen. Ihre Forschungswege und Erkenntnisse sind in einen gesellschaftlichen und politischen Kontext eingebettet. Sie kann tradierte Ordnungen in Bewegung bringen, vermeintliche Gewissheiten erschüttern und Erkenntnisse generieren, die für Politik, Wirtschaft und Ethik von Belang sind.

Diese gesellschaftsbildende Kraft der Wissenschaft wollen die Marburger Wissenschaftsgespräche aufgreifen. Die Philipps-Universität lädt Gäste ein, die Fragen aufwerfen, die so noch nicht gestellt wurden und bringt sie mit Forscherinnen und Forschern sowie mit der interessierten Öffentlichkeit in den interdisziplinären Dialog.

Über zwei Tage hinweg tauschen wir uns in verschiedenen Konstellationen und Formen zu einem aktuellen wissenschaftlichen Thema von besonderer gesellschaftlicher Relevanz aus. Festlicher Höhepunkt ist der öffentliche Abendvortrag des geladenen Gastes, der spezielle Aspekte des Themas verständlich und anregend für die Marburger Öffentlichkeit präsentiert.

Den Vortrag, den Professor Dr. Ulrich Raulff im Rahmen der Marburger Wissenschaftsgespräche am 10. Juni 2021 gehalten hat, können Sie nun in dieser Schrift nachlesen.

GRUSSWORT DES PRÄSIDIUMS

Das wissenschaftliche Gespräch im Blickpunkt

Heute begrüßen wir Professor Ulrich Raulff. Zunächst möchte ich mich, auch im Namen unserer Präsidentin Frau Professorin Krause, ganz herzlich bei Ihnen für diesen öffentlichen Abendvortrag bedanken. Ich danke auch Herrn Professor Stuchtey, der als Gastgeber dieses Mal die Marburger Wissenschaftsgespräche organisiert.

Die Marburger Wissenschaftsgespräche bestehen nicht nur aus diesem Abendvortrag, sondern auch aus einem Gespräch mit Kolleginnen und Kollegen, das heute Nachmittag schon stattgefunden hat und unter der Überschrift *Geschmack: Was ist das, wer hat das erfunden, und wer braucht das?* stand. Morgen findet eine weitere Gesprächsrunde statt, bei der dann insbesondere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in einem frühen Stadium ihrer Karriere die Gelegenheit haben, sich mit Ihnen auszutauschen.

Und da sind wir auch schon beim Thema: Austausch. Der Austausch steht letztlich im Zentrum dieser Marburger Wissenschaftsgespräche. Wir wollen das wissenschaftliche Gespräch wieder in den Blickpunkt der Öffentlichkeit rücken. Es sollen Fragen gestellt werden, die so noch nicht gestellt wurden. Wir erwarten eine anregende Diskussion und sind bereits inspiriert von dem heutigen Nachmittag und dem Thema, das Sie gewählt haben: *Mit Luhmann im Dschungelcamp. Über Theorie und Praxis des schlechten Geschmacks.*

Erlauben Sie mir bitte, selbst auch ein paar Worte zu Theorie und Praxis des schlechten Geschmacks zu verlieren. Hier an unserer Universität sind fast



alle wissenschaftlichen Fächer vertreten und 14 davon haben wir heute schon miteinander ins Gespräch gebracht. Allerdings fehlten heute Nachmittag die Rechtswissenschaften, was eigentlich seltsam ist. *De gustibus non est disputandum*, über Geschmack soll man bekanntlich nicht streiten. Was nichts Anderes heißt als: Wir streiten uns ständig über Geschmack. Man weiß nicht, ob mehr über den guten oder mehr über den schlechten Geschmack, aber wir fällen Urteile. Und wo Urteile sind, sollten ja eigentlich auch Richter sein. Aber die Juristen halten sich sehr zurück, was den Geschmack angeht. Es gibt kein Gesetzbuch des Schönen, Hässlichkeit wird nicht bestraft. Es wäre auch ein schlechter Richter, der nach seinem Geschmack urteilt – wir würden uns dessen Urteil nicht gerne unterwerfen wollen.

In einem kommunalpolitischen Leitfaden zur Bayerischen Bauordnung wird der Begriff der Verunstaltung auf folgende Weise anschaulich gemacht: »Dafür reicht nicht die bloße Unschönheit aus, also dass die Betrachtung der bau-

lichen Anlage das ästhetische Empfinden eines Beschauers beeinträchtigt, die Wirkung der baulichen Anlage muss als belastend oder Unlust erregend empfunden werden. Etwas vergrößert ausgedrückt: Es muss dem Beobachter übel werden, wenn er die bauliche Anlage sieht.« Nur in diesem Falle kann das bestraft werden, vermutlich notfalls durch Abriss. Man ahnt die juristische Logik, die dahintersteckt: Letzten Endes geht es hier, wie auch im übrigen Baurecht, um Gefahrenabwehr. Häuser sollen einem nicht auf den Kopf fallen, sie sollen nicht in sich zusammenstürzen und sie dürfen einem mit ihrem schlechten Geschmack nicht zu nahe treten im Sinne einer Körperverletzung. Verletzung der Ästhetik wird hier als körperlicher Anschlag auf den guten Geschmack gesehen.

Das Dschungelcamp ist auch ein Anschlag auf den guten Geschmack, nur setzen wir uns ihm freiwillig aus. Im Baurecht wollen wir nicht gezwungen werden, auf die andere Straßenseite zu wechseln oder die Augen zu schließen, wenn wir ein hässliches Gebäude sehen. Beim Dschungelcamp dagegen fragen wir uns eher, was uns daran mehr abstößt – das was die Teilnehmenden dort essen, oder dass sie es in aller Medienöffentlichkeit essen? Ich bin gespannt, was Sie, Herr Raulff, uns gleich zur Theorie und Praxis des schlechten Geschmacks sagen werden.

Bevor wir das Vergnügen haben, wird Herr Stuchtey unseren Gast vorstellen. Ich übergebe an Herrn Stuchtey, dem ich hierbei noch einmal danke für die Vorbereitung und die Durchführung dieser bisher schon sehr gelungenen Veranstaltung. Vielen Dank und viel Vergnügen.

Professor Dr. Michael Bölker

Vizepräsident für Forschung und Internationales der Philipps-Universität Marburg



MARBURGER WISSENSCHAFTSGESPRÄCHE MIT PROF. DR. ULRICH RAULFF

SYMPOSIUM

*Geschmack: Was ist das, wer hat das erfunden,
und wer braucht das?*

Moderation:

Prof. Dr. Ulrich Raulff & Prof. Dr. Benedikt Stuchtey

Teilnehmerinnen und Teilnehmer:

Prof. Dr. Michael Bölker (Biologie)
Prof. Dr. Thorsten Bonacker (Politikwissenschaft)
Prof. Dr. Frank Bremmer (Neurophysik)
Prof. Dr. Edith Franke (Religionswissenschaft)
Prof. Dr. Bernd Freisleben (Informatik)
Prof. Dr. Anne Holzmüller (Musikwissenschaft)
Prof. Dr. Hubert Locher (Kunstgeschichte)
Prof. Dr. Nadia Mazouz (Philosophie)
Prof. Dr. Anika Oettler (Soziologie)
Prof. Dr. Friederike Pannewick (Arabistik)
Prof. Dr. Jens Ruchatz (Medienwissenschaften)
Prof. Dr. Wolfgang Sandner (Musikwissenschaft)
Prof. Dr. Mathias Scharinger (Neurophonetik)
Prof. Dr. Hania Siebenpfeiffer (Literaturwissenschaft)
Prof. Dr. Ulrich Sieg (Geschichte)

ABENDVORTRAG

*Mit Luhmann im Dschungelcamp. Über Theorie
und Praxis des schlechten Geschmacks*

Prof. Dr. Ulrich Raulff

KOLLOQUIUM

*Sehen, Hören und Schreiben: Ästhetische Elemente
in den Geisteswissenschaften*

Moderation:

Prof. Dr. Ulrich Raulff & Prof. Dr. Benedikt Stuchtey

Teilnehmerinnen und Teilnehmer:

Dr. Yvonne Albers (Arabistik)
Dr. Maria Behrendt (Musikwissenschaft)
Andrea Gergen (Erziehungswissenschaft)
Florian Gödel (Romanische Philologie)
Dr. Christian Junge (Arabistik)
Hans Peter Schunk (Geschichte)
Marie Isabell Wetcholowsky (Kunstgeschichte)

GRUSSWORT DER WISSENSCHAFTLICHEN LEITUNG

Unser Gast: A man of good taste

Meine persönliche Freude darf es sein, Ihnen in wenigen Pinselstrichen unseren Referenten kurz zu skizzieren und dabei seine wichtigsten biographischen Stationen sowie Werke aufzuzeigen. Ich beginne dabei mit unserer Stadt, die ihre magnetische Wirkung nicht verfehlt. Es ist Marburg, das Ulrich Raulff in seinen autobiographischen Notizen *Wiedersehen mit den Siebzigern* (Klett Cotta 2014) fast in einem Atemzug mit Paris, Frankfurt und Berlin nennt. Jahre des Studiums, der politischen Debatten, des Leserausches, die langen Sommer der schönen Literatur, die kurzen Nächte, die der Philosophie geschenkt wurden und die Vormittage im Hörsaal. »Geisteswissenschaften in Marburg zu studieren, war nicht die schlechteste Wahl; die Bibliotheken waren erstklassig, und einzelne Fächer auch«. Mit viel Liebe beschreibt Ulrich Raulff »die mittelgroße Alma Mater einer kleinen, ehrwürdigen Universitätsstadt Deutschlands«, in der akademische, aber nicht nur akademische Probleme bis in ihren Kern hinein geprüft wurden. Die Schule des *young intellectual*, der an der Philipps-Universität den Doktorgrad erwirbt, ist die Werkbank des in die Welt Treibenden, der als *public intellectual* literarische Kultur und öffentlichen Diskurs in einem dauerhaften, fruchtbaren Spannungsfeld erfasst.

Das bildete eine von vielen Grundlagen für die kommenden Jahre, in denen Raulff in Paris und London, Florenz und Berlin arbeitete: als Publizist, als Übersetzer, als einer der schärfsten intellektuellen Beobachter von Kultur und Politik, Wissenschaft und Gesellschaft, und als eine der stärksten Säulen der transnationalen Verständigungspolitik. Wer den Norden Londons kennt und liebt, wird Ulrich Raulffs feinfühligte Schilderungen Hampsteads, dieses *Who is*



Who der europäischen Emigration, teilen und ähnliche Empfindungen für sein Arkadien, den *Heath*, Inbegriff des englischen Parks, haben. Und Generationen von Studierenden, die Foucault und Bourdieu gelesen haben, werden Ulrich Raulff für seine wertvollen Übersetzungen aus dem Französischen dankbar sein.

Zwischen Marburger Studium und Promotion einerseits und die Berliner Habilitation (HU, 1995) andererseits fallen Jahre der Forschung und des Aufbaus: als Stipendiat der Volkswagen-Stiftung und der Thyssen-Stiftung ebenso wie als Mitbegründer der Zeitschrift *Tumult* und der *Zeitschrift für Ideengeschichte*. Wer den Blick über die Buchrücken in unserer Universitätsbibliothek streifen lässt, wird manches Mal innehalten, erneut angekommen an einem Band aus den Reihen *Kleine Kulturwissenschaftliche Bibliothek* (Klaus Wagenbach) oder der *Edition Pandora* (Campus Verlag), beide von Raulff ins Leben gerufen und gemeinsam mit seiner Frau geleitet.

Diese bibliophilen und intellektuellen Schätze suchen in Deutschland ihres Gleichen, unter anderem der wichtige Band über *Walter Rathenau und die Kultur der Moderne* (1990). An Rathenaus Persönlichkeit, dem Mann vieler Eigenschaften, rieben sich die Geister, so dass es gleichsam auf der Hand lag, dass Ulrich Raulff Studien über vergleichbare Persönlichkeiten in Angriff nahm – Organisatoren des Geistes, die *vita activa* und *vita contemplativa* in Einklang zu bringen gefordert waren. So entstanden, in einem vornehmen, ruhigen, klugen Stil geschrieben, die Arbeiten über den Historiker und Kämpfer in der Résistance, Marc Bloch (1995), ausgezeichnet mit dem Anna Krüger-Preis; über den Kulturwissenschaftler Aby Warburg (2003) und 2009 das Porträt eines Kreises ohne Meister – was blieb den Schülern und Epigonen von Stefan George, wenn sie um sein Erbe, auch sein Charisma, in Streit gerieten? 2010 würdigte die Leipziger Buchmesse diese Studie mit ihrem Preis in der Kategorie Sachbuch und Essayistik, drei Jahre später folgte der hoch angesehene Ernst-Robert-Curtius-Preis für Essayistik.

Eine weitere Monographie, in ihrer englischen Übersetzung 2017 von der Sunday Times zum *History Book of the Year* auserkoren, wendet sich der Beziehung zwischen Mensch und Tier zu: *Das letzte Jahrhundert der Pferde* (2015). In zahlreiche europäische und nicht-europäische Sprachen übersetzt, wird mit Ulrich Raulff Magie und Phantasie der Sprache eine Angelegenheit der persönlichen Handschrift und wie es dieser gelingt, die Vielschichtigkeit ihrer Gegenstände einzufangen, seien sie politischer oder künstlerischer, philosophischer oder humanistischer Natur.

Lassen Sie mich weiterhin noch die beruflichen Stationen auflisten: Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung ab 1994, ab 1997 dessen Chef; ab 2001 leitender Redakteur des Feuilletons der Süddeutschen Zeitung; zwischen 2004 und 2018 Direktor des Deutschen Literaturarchivs in Marbach; seitdem Präsident des Instituts für Auslandsbeziehungen.

Anlässlich des runden Geburtstags von Ulrich Raulff im Februar 2020 bescheinigte die F.A.Z., sein Weggang von ihr sei ein »erheblicher Verlust« gewesen. Ich vermute, das wird jede Institution nach der F.A.Z. von sich behaupten wollen und die Augen reiben, um sich klarer zu werden, was bleibt und was fehlt, wenn jemand weiterzieht. Die Kulturgeschichte, aus der der intime Kenner Ulrich Raulff mit seinen Werken Angebote macht, hält ein Tableau bereit; sie ist zugleich Werkstatt und Labor, in das unser Referent uns einführt. Denn auch die Debatte über Theorie und Praxis des Geschmacks ist nicht lediglich eine ästhetische, sondern letztlich ist sie eine genuin politische.

Ich danke Ihnen sehr herzlich, lieber Herr Raulff, dass Sie uns dazu einladen, mit Ihrem Vortrag neue Fragestellungen freizulegen.

[Professor Dr. Benedikt Stuchtey](#)

Professor für Neuere und Neueste Geschichte, Philipps-Universität Marburg



MIT LUHMANN IM DSCHUNGELCAMP

**Über Theorie und Praxis
des schlechten Geschmacks**

PROFESSOR DR. ULRICH RAULFF

Die meisten, die sich mit dem Phänomen des Geschmacks beschäftigen, verstehen darunter, meist ungewollt, den »guten Geschmack« – bis ihnen klar wird, dass zwischen dem guten Geschmack und seinem schlimmen Bruder so etwas wie eine Dialektik besteht. So jedenfalls hätte man damals, vor vielen Jahren formuliert, als sich alles um Theorie und Praxis drehte, Basis und Überbau und wie die geläufigen Zweiteiler hießen, die damals groß in Mode waren und heute eingemottet im Schrank hängen. Über all den »Kapitalschulungen« und Exegesen der Marxschen Schriften, die man damals absolvierte, fiel übrigens niemandem auf, dass der Autor in zwei seiner berühmtesten Werke, dem ersten Band des *Kapital* und den *Grundrissen* jeweils an die zwanzig Mal das Adjektiv »abgeschmackt« gebrauchte, um eine gegnerische Ausföhrung niederzumachen. Mit anderen Worten, Marx praktizierte ästhetische Kritik, oder genauer: Geschmackskritik an theoretischen Positionen. An sich ein interessanter Befund – aber für stilistische Feinheiten dieser Art hatte der damalige Leser kein Auge.

Unversehens sind wir in die siebziger Jahre geraten, und mit einer Beobachtung aus dieser Zeit möchte ich den Anfang machen. Es gab damals in der Germanistik einen originellen Kommilitonen, der durch seine Sammelleidenschaft und seine zahlreichen Bücher verdient hätte, als einer der Begründer der Kulturwissenschaft zu gelten, ein Enkel von Norbert Elias und Walter Benjamin. Früh hatte er damit begonnen, ein umfangreiches privates Archiv der Vergnügungskultur des 19. Jahrhunderts aufzubauen, und nach einem großen Erstling über das Panorama wandte er sich einem neuen Thema zu, der Kulturgeschichte der Tätowierung.

Im Geist der heroischen Ethnologie betrieb er Feldforschung in den damals noch seltenen, verrufenen Lokalen der Bahnhofs- und Hafenviertel, und als er schließlich meinte, den Selbstversuch nicht länger scheuen zu dürfen, ließ er sich über dem Herzen eine kleine, vielleicht drei Zentimeter große Rose stechen. In den Augen seiner Mitstudierenden war er fortan vom Nimbus des Unerhörten um-



geben; schauernd beehrten wir zu vorgerückter Stunde, auf seiner Brust das Werk der schwarzen Kunst zu sehen. 40, 50 Jahre später, angesichts von volltätowierten Managern in Dax-Unternehmen und zwanzigtausend Tattoostudios in Deutschland, erkennt man in dem harmlosen Experiment von damals die divinitorische Kraft: Offenbar war unser Kommilitone nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis ein Vorläufer gewesen. (Dem Thema Läufer und Vorläufer hat er übrigens eines seiner folgenden Bücher gewidmet.)

Ich erwähne die Geschichte, weil sie eine Denkfigur betrifft, die ebenfalls zu jener Zeit durch die Kultursoziologie geisterte, nämlich die Vorstellung von »absinkenden Kulturmodellen«. Sie beschrieb die Diffusion von kulturellen Standards, die auf dem Weg nach »unten«, vom Adel über das Bürgertum endlich beim Kleinbürgertum und beim Subproletariat ankamen. Wie das Beispiel der Tätowierung zeigt, gibt es aber auch das gegenläufige Phänomen, das »aufsteigende Kulturmodell«: Sitten und Gebräuche von der Hafenstraße werden nach oben durchgereicht. Skeptikern empfehle ich, sich die Autos auf unseren Straßen anzuschauen: Unter den jüngeren ist kaum eins, das noch nicht im hinteren Bereich verdunkelt ist. Ein Modell, das aussieht, als sei es abgesunken – aus der Direktionsetage und den Sicherheitsbedürfnissen der Politik – ist in Wahrheit aufgestiegen aus der Mafia und der kriminellen Vorstadt. Das Frontdesign der aktuellen Fahrzeuggeneration, die übergroßen, aggressiv aufgerissenen Mäuler der Audis, BMWs und Daimler, wiederum entstammen eher der Manga-Welt. Auch die goldenen Hände und Daumen, die wir in Zoomkonferenzen heben, die Emojis und Smileys, mit denen wir Kommunikationspartner erfreuen, sind aus der fernöstlichen Comic-Szene übernommen. Woran man sieht, dass es sich nicht bloß um ein Steigen und Sinken von Modellen handelt, sondern auch um eine Wanderung von Ost nach West, wie sie sich übrigens schon seit vier, fünf Jahrhunderten beobachten lässt. Nur dass die Bilderfahrzeuge früher aus Porzellan und Textil waren, während sie heute digitaler Natur sind.

Bleiben wir noch eine Sekunde beim Auto. Vor einigen Jahren besuchte ich in professioneller Absicht einen Lyriker und Literaturwissenschaftler, der mir seine Papiere und Manuskriptsammlungen zeigte. Ich war beeindruckt. Begeistert war ich aber erst, als wir seine Garage passierten. Darin stand ein großer Mercedes, Baujahr circa 1980, in strahlendem Gold. Seinerzeit, in den Achtzigern, hätte das Teil als krasses Beispiel für schlechten Geschmack gegolten, dreißig Jahre später war es *Camp*. *Camp* ist bekanntlich ein Ausdruck, der um 1960 in Künstler- und Intellektuellenkreisen der Ostküste zirkulierte; Susan Sontag griff ihn auf und machte ihn als ästhetische Erlebnisweise bekannt. *Camp* ist nicht einfach ein Sammelbegriff für schlechten Geschmack, sondern für alle möglichen Objekte – Kleider, Möbel, Design, Songs, Filme – die irgendwie outriert sind, übertrieben, exaltiert und künstlich bis zum Abwinken. Der Natur und dem ehrlichen Naturmaterial so fern wie möglich. Die Gegenwelt zum Katalog von Manufactum (der auf seine Weise nicht weniger outriert ist). *Camp* ist im übrigen keine Eigenschaft von Objekten, sondern eine Haltung zu ihnen. Der goldene Benz war nicht von sich aus *Camp*, erst die Extravaganz des Dichters machte ihn dazu.

Dieser Punkt ist nicht unwichtig. Sobald man über Geschmack spricht, taucht wie von selbst eine Frage auf. Sie betrifft den subjektiven oder objektiven Status des Geschmacks – und zwar des guten wie des schlechten Geschmacks. Ist »schlechter Geschmack« nur das, was wir so wahrnehmen und empfinden, oder existieren Gegenstände, die zur fixen Ausstattung der schlechten Lebensoper gehören: Gibt es also einen Fundus von Objekten des schlechten Geschmacks? Philosophisch gebildete Menschen, Leser Kants, würden ohne Zögern antworten, einen solchen Fundus könne es nicht geben, schlechter Geschmack sei keine Dingqualität, sondern eine subjektive Sache. Daran halten sie so lange fest, bis der eine oder die andere der philosophisch Belesenen auf der Reise nach Süden am Titisee Halt macht und die *Welt der 1000 Uhren* betritt. Mehr Kuckuck war nie. Unter den ausgestellten Uhren sind Exemplare

von so ausgesuchter Geschmacklosigkeit, dass sie auch gefestigte Kantianer erschüttern. Schauernd stellt man sich Sonderanfertigungen vor, die allenfalls im Darknet vertrieben werden könnten.

Vielleicht sollte man die bipolare Welt von subjektiv und objektiv hinter sich lassen und mit etwas weicheren Kategorien arbeiten. Kategorien, die nicht ausschließen, dass im nächsten Augenblick ein Kunde die *Welt der 1000 Uhren* betritt und sich ausgerechnet in das schlimmste Exemplar verliebt. Soziologen haben ihre eigene Art, den subjektiven Geschmack zu objektivieren. Sie aggregieren ihn zu Geschmacksklassen, die sich wechselseitig ausschließen oder hierarchisieren. Für sie markiert jede geschmackliche Wahl, die ein Subjekt trifft, eine soziale Position, die es einnimmt, um sich von anderen Subjekten zu distanzieren und seine feinen Unterschiede vorteilhaft zur Geltung zu bringen. Ästhetische Selektionen können eine Stratigrafie der sozialen Klassen bewirken, die neben Bedingungen der ökonomischen Lage auch Bildungsniveaus und symbolische Valeurs berücksichtigt. Sind solche Mechanismen, so fragt man sich, auch jenseits der von Pierre Bourdieu errichteten Bühne, auf der zwischen Imitation und Exklusion das Drama des begabten Kleinbürgers sich entfaltet, sind sie noch aktuell? Diverse Strategien der Identitätspolitik, die sich gegenwärtig beobachten lassen, sprechen dafür. Weltanschauliche Gruppenbildungen führen zu punktuellen Objektivierungen von Geschmack und werden im Gegenzug von diesen bekräftigt. Bei manchen Bewegungen wie etwa beim Punk standen die ästhetischen Wahlen so prominent im Vordergrund, dass es schien, als hätten sie die politische Anarchie erst wachgerufen. In solchen Kontexten politischer und ästhetischer Stimulation können Stilelemente geteilter Vulgarität eine zentrale Rolle spielen – denken Sie an Heavy-Metal-Festivals oder die Biker-Szene. Was in bürgerlichen Augen als schlechter Geschmack erscheint, kann in der jeweiligen Szene hohe soziale Bindekräfte freisetzen.

Wie Exklusion vonstattengeht, lehrt die Soziologie, wie affektive Inklusion funktioniert, sieht man auf Facebook und Instagram. Früher sah man es im Privatfernsehen. Seit den Anfängen in den achtziger Jahren hat dieses seinen speziellen Beitrag zur Osmose der Volksgemeinschaft geleistet und erfolgreich daran gewirkt, ganz Deutschland in eine Bad Taste Party in Permanenz zu verwandeln. Nehmen wir das Morgenprogramm von RTL am vergangenen Donnerstag, 3. Juni. Es begann um 5.15 Uhr, passend zu Fronleichnam, mit der Sendung *Anwälte der Toten – Rechtsmediziner decken auf: Der Messerstecher von Schwabing / Der Radarfallen-Mörder / Ein einziger Blutstropfen*. Dann folgte das Magazin *Guten Morgen Deutschland*, danach drei jeweils halbstündige Soaps, beginnend mit dem Oldie *Gute Zeiten, schlechte Zeiten*. Um 10 Uhr dann der Hit des Morgens *Der Blaulicht-Report: Klatschnasse Frauen prügeln sich am See*. »Es gibt guten Geschmack«, hat Niklas Luhmann einmal gesagt, »und es gibt schlechten Geschmack. Schlechten Geschmack kann man eigentlich ziemlich gut erkennen, was guter Geschmack ist, ist etwas schwieriger.«

Immerhin, besser ein schlechter Geschmack als gar keiner. Winkelmann sagt an einer Stelle, mit nichts könne man einen Menschen mehr beleidigen als damit, dass man ihm den Geschmack abspreche. Dass man ihm die Fähigkeit bestreite, gute von schlechter Kunst zu unterscheiden, mithin die ästhetische Kompetenz. In den 250 Jahren, die seither vergangen sind, haben wir uns an robustere Formen der Beleidigung gewöhnt, überdies sind Menschen aufgetreten, politische Führer alter Demokratien, die man mit dem Vorwurf des schlechten Geschmacks oder mangelnder ästhetischer Kompetenz nicht mehr treffen konnte. Um die Erfahrungen der Bunga-Bunga-Jahre in Italien und der letzten amerikanischen Präsidentschaft reicher, fragt man sich, ob es überhaupt Personen, Dinge oder Institutionen gibt, die davor geschützt sind, mit der Goldenen Himbeere des schlechten Geschmacks ausgezeichnet zu werden. Machen wir die Probe: Was kann Ihrer Ansicht nach vom Verdikt des schlechten Geschmacks nicht betroffen werden, wer oder was ist über diesen Vorwurf erhaben?

Mir fallen spontan nur zwei Einrichtungen ein, der Karneval und das Papsttum. Der Karneval, weil die radikale Negation des guten Geschmacks zu seinem Prinzip gehört, das Papsttum, weil seine Ästhetik eine dogmatisch fixierte Regelästhetik ist, die keine individuellen Wahlen vorsieht. Sollten sie sich dennoch andeuten, etwa in Gestalt feuerroter Slipper von Stefanelli, werden solche Inkursionen der Mode unter die Glaubensartikel aufgenommen. Dass der Vatikan derzeit mit anderen als Modefragen kämpft, steht auf einem anderen Blatt.

Niklas Luhmann hat seinem Bonmot über den schlechten Geschmack noch eine zweite, zierlichere Fassung gegeben: »Die Lehre vom guten Geschmack«, heißt es da, »hat ihre Evidenz nicht in ihren Kriterien, sondern darin, dass es klare Fälle von schlechtem Geschmack gibt.« Klar ist, dass sich aus einer Sottise keine Systematik herleiten lässt, wohl aber kann man ihr die Aufforderung entnehmen, eine Sammlung der besagten klaren Fälle, sprich eine Kasuistik des schlechten Geschmacks anzulegen. Ergiebige Fanggebiete wie die Programme der Privaten wurden schon benannt; mit den sozialen Medien haben sich die einschlägigen Fischgründe nochmals beträchtlich erweitert.

Schon die frühen Texte zur Geschmacksdiskussion des 18. Jahrhunderts enthalten vereinzelte Hinweise, so etwa Ulrich König 1727, der den guten vom »schlimmen« Geschmack unterscheidet, aber beiden die Herrschaft über alle Lebens- und Tätigkeitsbereiche des Menschen zuspricht, »von der ersten Kunst bis auf das letzte Handwerk«. Dazu gehören laut König Gebärden, Feste, Gärten, Häuser, Einrichtungen, Bücher, Pferde, Hunde, Kutschen und Hausrat. »Kurtz, er (der gute wie der schlimme Geschmack) erstreckt sich auf die Eitelkeiten und sogar biß auf die Wollust und Üppigkeit.« Wesentlich schmallippiger äußert sich Kant, der den »falschen Geschmack« auch den »schiefen« nennt und als Beispiele »Grotteske, gout baroc, arabesque« nennt, immerhin veritable Stilrichtungen und Kunstformen. Zu dem, was er als »grotesk« ablehnte, gehörte übrigens auch die holländische Genremalerei.

Als in London um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine Gruppe von Kunstpolitikern und -erziehern um den Prinzgemahl Albert daranging, dem guten Geschmack ein Museum zu errichten (es wurde später nach Victoria und Albert benannt), galt ihre Sorge auch dem schlechten Geschmack. Die erste temporäre Ausstellung in Marlborough House, die im Herbst 1852 eröffnet wurde, versammelte unter dem Titel *Examples of False Principles in Decoration* eine bedeutende Anzahl von Missgriffen hauptsächlich britischen Designs – eine echte Reise durch das Ungeschick. Charles Dickens, der die Ausstellung besucht hatte, beschrieb sich in einem satirischen Artikel als seither Verfolgten. Schon auf der Straße sei er dem Scheußlichen begegnet, und, so Dickens, »... als ich nach Hause kam, sah ich, dass ich bis zur Stunde von Schrecklichkeiten umgeben gelebt hatte. Auf der Tapete in meinem Wohnzimmer sieht man vier Arten Paradiesvögel, daneben Brücken und Pagoden.« Das vertraute Tafelgeschirr, Krüge, Gläser, Teller, ruft sein Entsetzen hervor, das Teetablett ist identisch mit Nr. 79 aus der furchtbaren Ausstellung, und ein gemalter Schmetterling in seiner Tasse bringt ihn dem Herzinfarkt nahe. Seine Tochter hat es aufgegeben, mit dem Papa über Möbel zu diskutieren. Kein englischer Museumsdirektor hat es seither gewagt, das Experiment der *false principles* zu wiederholen.

Erst nach der Jahrhundertwende hat es in einzelnen Städten Deutschlands ähnliche Ausstellungen abschreckender Beispiele, Fallsammlungen schlechten Geschmacks im Luhmannschen Sinne, gegeben. Das Land war von der Reformbewegung erfasst, die Stichwortgeber, die sich vielfach an englischen Beispielen orientierten, hießen Muthesius, Avenarius, Lichtwark und Osthaus. 1909 eröffnete im Königlichen Landesgewerbemuseum in Stuttgart eine Abteilung der Geschmacksverirrungen, später »Kitschmuseum« genannt, das in drei Bereiche unterteilt war: 1. Verfehlungen gegen das Material, 2. Verfehlungen gegen Konstruktion und Technik, 3. Verfehlungen gegen den Schmuck (= Dekoration). Dieses Dreierschema legte der Direktor, Gustav Edmund Pazaurek, auch seinem 1912 erschienenen Wälzer *Guter und schlechter Geschmack im Kunstgewerbe* zugrunde – ein Kompendium der »schweren Verbrechen und [...] leichten Vergehen gegen den guten Geschmack«.

In der ersten Abteilung, Vergehen gegen das Material, schilderte der Autor Monstrositäten wie sie etwa im Musée Carnevalet in Paris zu sehen seien, nämlich Leder aus Menschenhaut, dessen Grundstoff von verurteilten Verbrechern oder amputierten Gliedmaßen stamme. »Aber«, so fährt er fort, »es wird auch von einem Einband im Besitze des Astronomen Flammarion berichtet, dem die Haut von einer schönen Gräfin, die ihn verehrte, für sein Werk *Les terres du ciel* letztwillig vermacht worden sein soll.«

Dem zweiten Teil des Werks lässt sich der Wandel in der geschmacklichen Schätzung der Technik ablesen, der sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts vollzogen hat, und im dritten Teil (Dekoration) schließt sich der Sammler der ästhetischen Unfälle dem von Adolf Loos und anderen angezettelten »Krieg gegen das Ornament«, gegen den »Dekorparoxysmus« und die »Dekorübergriffe« an. Sie ersehen aus dem Vokabular, dass – im Gegensatz zu Karl Marx, der theoretische Positionen einer ästhetischen Kritik unterzog – die Reformer der Jahrhundertwende ästhetische Missgriffe als moralische Sünden und Vergehen kriminalisieren. Das führt in einen Bereich, der einen genaueren Blick verdient, die Überschneidungszone von ästhetischem und moralischem Geschmack.

Auch die Geschichte des Geschmacks hat ihren Stammvater Abraham. Es war ein spanischer Jesuit des 17. Jahrhunderts, Baltasar Gracián. Mit seinen Schriften zur Welt- und Lebenskunde steht er am Anfang der Debatte, die sich im 18. Jahrhundert in ganz Europa und schließlich auch in Nordamerika ausbreitete und die, wie die ihr eng verbundene politische und philosophische Aufklärung, ein Diskurs des Westens war. Seine kolonialen, militärischen und merkantilen Voraussetzungen treten uns immer deutlicher vor Augen. Durch Gracián kommt auch die Vorstellung ins Spiel, dass es eine Art gemeinsamen Quellcode des ästhetischen und des moralischen Verhaltens gibt. Er liegt im Bereich der Tugenden und äußert sich im Gespräch, im geselligen Verhalten, in der Haltung und im Takt der Individuen. Die großen Autoren des 18. Jahrhunderts, von Shaftesbury bis Kant, namentlich aber die englischen und

schottischen Empiriker, die das Geschmacksthema ventilierten, wollten auf die Vorstellung nicht verzichten, wonach das schöne und das richtige Handeln, der *moral sense* und der *sense of beauty*, durch unsichtbare Fäden des Herzens und Strukturen der Vernunft verbunden waren.

Wie die gesamte Vorstellung vom Geschmack als einem ästhetischen Vermögen, das sich angeblich kultivieren und erziehen lässt, hat auch dieses alte Ideal bis in die Gegenwart überlebt. Seine Evidenz gewinnt es immer wieder neu aus der Tatsache, dass sich sowohl die semantischen Felder der Begriffe wie die gesellschaftlich tolerierten Lizenzen des moralischen und des ästhetischen Geschmacks gegeneinander verschieben können. Auch der Geschmack ist, wie Reinhart Koselleck formuliert hätte, funktional zu den Machtlagen gestreckt. Was »schlechter Geschmack« bedeutet, wird nicht vom aktuellen Sprecher festgelegt, sondern von historisch veränderlichen Konventionen.

Das zeigt sich besonders deutlich am Gebrauch des Begriffs »Geschmacklosigkeit«. Von Hans Georg Gadamer in dem Klassiker *Wahrheit und Methode* noch als der wahre Gegenbegriff zum »guten« Geschmack beschrieben, sozusagen der Nullpunkt des Geschmacks und Inbegriff der Fadheit, hat der Begriff mittlerweile seine ästhetische Bedeutung so gut wie vollständig eingebüßt und wird nur noch zur moralischen Verurteilung benutzt. »Geschmacklosigkeit« werfen sich Politiker gegenseitig vor anlässlich von Tatbeständen, die mit Ästhetik nicht das Geringste zu tun haben (was häufig auch für die Sprache gilt, die sie benutzen). Und selbst ein Literaturkritiker, der den Akteuren eines literaturkritischen Ereignisses wie dem *Literarischen Quartett* Geschmacklosigkeit vorwirft, wie dies unlängst Tobias Rütger in der F.A.S. (vom 16. Mai 2021) getan hat, will damit nicht dessen ästhetisches Versagen treffen, sondern spricht politisch-moralische Bedenklichkeiten an.

Gravierender und von möglicherweise erheblichen wirtschaftlichen und sozialen Konsequenzen ist eine andere Verschiebung, die sich aktuell im Bereich des Geschmacks vollzieht und die sogar den eigentlichen Zungengeschmack

berührt. Ich meine die entschiedene, gelegentlich bis zur Diffamierung gehende Kritik des Verzehrs von Fleisch, d. h. von Tieren. »Meat is murder« las ich kürzlich auf der Straße, und tatsächlich wächst die Zahl der Deutschen, die Fleisch nicht mehr essen mögen, weil ihnen der Gedanke an das, was den Schlachttieren angetan wird, den Genuss daran verdorben hat. Mit anderen Worten, der ästhetische oder Sinnengeschmack hat dem moralischen Geschmack nachgegeben. Liebe geht durch den Magen, hieß es früher, und heute scheint es, als gehe die Moral – oder das Mitleid mit der Kreatur – über die Zunge. Fleischessen, bis vor kurzem noch ein selbstverständlicher Teil der westlichen Ernährungsweise, fällt für viele Menschen auf einmal unter die Rubrik »schlechter Geschmack«. Es ist, als sei ein dunkler Fleck auf den Bereich des Sinnesgeschmacks gefallen und breite sich langsam aus.

Damit soll nicht gesagt sein, die Verschiebungen von *moral sense* und *sense of beauty* verliefen immer in derselben Richtung: Tendenziell siegte immer die Moral über die Ästhetik und erziehe oder domestiziere den Sinnengeschmack. Eine derart pauschale Zeitdiagnostik würde der Komplexität unserer Lebens- und Konsumstile nicht gerecht, wie viel weniger erst anderen Zeiten wie dem 18. Jahrhundert oder den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Unser Vergnügen etwa an den Romanen und Filmen aus den Sechzigern rührt vielfach daher, dass sie Lebenswelten zeigen, in denen, wenn die Erinnerung nicht trügt, einiges mehr erlaubt war, Hauptsache, es war cool und das Design stimmte. Dass dabei auch immer etwas Nostalgie mitschwingt nach Zeiten, die der Exzentrizität und Extravaganz des Lebens ein höheres Maß an Liberalität entgegenbrachten – wer wollte das bestreiten?

Von da ist es ein kurzer Schritt zu meinem letzten Punkt, der Kritik und den Kritikern des schlechten Geschmacks. Einige von ihnen habe ich schon erwähnt, die englischen Designreformer um die Mitte des 19. Jahrhunderts und die deutschen Lebensreformer um die Jahrhundertwende, zu denen auch der Stuttgarter Gründer des Kitschmuseums gehörte. »Kitsch« war übrigens, aber wem sage ich das, der gängige deutsche Begriff für Objekte des schlechten

Geschmacks und als Begriff ein echter Exportschlager: Die ganze Welt versteht und gebraucht dieses Wort.

Als Kritiker des Kitsches hat sich auch Walter Benjamin betätigt und in dieser Eigenschaft Ausstellungen, Jahrmärkte, Einrichtungen und Werbung untersucht, nicht zuletzt auch Texte der Literatur wie Franz Bleis salbungsvollen Nekrolog auf Rilke. Sogar eigene Unterkategorien wie »Traumkitsch« hat Benjamin erfunden. Nicht selten ist es ihm gelungen, den Kitsch selbst zum Koautor zu machen: Was er dann schreibt, ist zu schön um wahr zu sein. Süßlichkeiten durchziehen die *Berliner Kindheit um 1900*, sie schmücken viele Passagen, in denen Benjamin über Kindheit schreibt, und vergiften, was er am Mittelmeer und auf Ibiza aufließt: Man lese den Eintrag *Raum für das Kostbare* und lasse sich in die edle Kargheit südspanischer Bauern- und Fischerinterieurs mit ihren schlichten Stühlen und Fischernetzen entführen. Blüten des Edelkitsches lassen sich allerdings auch im Schatten großer Dichtung pflücken: »Shakespeares Schaffen stirbt an Unsterblichkeit. Er ist der Dichter des bloßen Blicks aus bloßem Auge. So wie der geistig erhobene Blick auf das unendliche Blau des Himmels trifft und frei schweifend sich in ihm verliert, war der Blick Shakespeares.«

Bitte verstehen Sie mich nicht falsch. Jahrelang haben die besten Stilisten meiner Generation sich bemüht, ihren Sätzen den Benjaminschen Schimmer zu geben: Es war das Hotelsilber meiner Zeit. Ich will jetzt nicht spottsüchtig Rache an einem der Götter meiner Jugend üben, im Gegenteil. An zwei anderen genialen Kritikern des Kitsches und des schlechten Geschmacks, Roland Barthes (in den *Mythen des Alltags*) und der bereits erwähnten Susan Sontag (in ihren *Anmerkungen zu Camp*), ließen sich ähnliche Beobachtungen machen. Ihre Texte funktionieren anders als die der herkömmlichen Kritik. Der landläufige Kritiker des schlechten Geschmacks begnügt sich mit dessen durchschnittlichen Emanationen. Er bespöttelt die Sorgen der *Yellow Press*, die gehypten Hunderassen (derzeit French Bulldog) und den *European Song Contest*. Vielleicht bemerkt er auch die klatschnassen Frauen am See und die 1000

Uhren vom Titisee. Aber er geht nicht mit Roland Barthes ins Catchzelt und nicht mit Susan Sontag in die Musicals der Warner Brothers, er sucht nicht den strahlenden, souveränen schlechten Geschmack, er meidet die Ansteckung. Besorgt achtet er – oder sie, dies ist ein generisches »er« – auf kritische Distanz zu seinem Phänomen. Er scheut die Berührung mit dem schlechten Geschmack, er fürchtet die Empathie. *Camp*, sagt Susan Sontag, ist aber in erster Linie keine Form der distanzierten Beurteilung, sondern »eine Form des Genusses, der Aufgeschlossenheit – nicht des Wertens«. Wie mein Kommilitone von einst, dem sich an einem bestimmten Punkt seiner Forschung der Selbstversuch aufdrängte, muss sich auch der Kritiker des schlechten Geschmacks irgendwann entscheiden. Seine wahre Größe zeigt sich, wenn man auf seiner Brust die schwarze Rose des Kitsches erblickt.

IMPRESSUM

HERAUSGEBER

Philipps-Universität Marburg
Die Präsidentin
Biegenstraße 10, 35032 Marburg
www.uni-marburg.de

REDAKTION

Katja John, UMR 2027 – Interaktion in
Forschung und Lehre ausbauen
Benedikt Stuchtey, Professor für Neuere
und Neueste Geschichte am Fachbereich
Geschichte und Kulturwissenschaften der
Philipps-Universität Marburg

BEZUG

Die Broschüre ist erhältlich über die Presse-
stelle der Philipps-Universität Marburg.
Kontakt: pressestelle@uni-marburg.de

GESTALTUNG

Eric Schmitt, Frankfurt am Main
www.ericsschmitt.de



MARBURGER
WISSENSCHAFTSGESPRÄCHE